

Rheinwaldgletscher.

Die Jugend des Rheines.

Horch, wie das rieselt und rauscht in der eifigen Wildniß, die uns umgibt! Wir sind emporgestiegen durch's Thal, am letzten Haus, am letzten Baum vorbei, daß man sich klammernd festhält auf dem engen Pfade — aber nun ist das Ziel erreicht und in thronender Majestät liegt der Rheinwaldgletscher vor uns.

Das Auge staunt — der Athem stockt, so ungeheuer stürzt diese weiße Niesenmauer vor unseren Blicken ab; die Wolken, die langsam über den Gipfel ziehen, erhöhen noch die Kraft der Massen und der Farbe. Mitten drinnen aber in der Gletscherwand, hoch über dem Boden ist ein schmaler Spalt und dort bricht weiß und schäumend ein dünner Strahl hervor



Bille.

und stürzt sich jauchzend herab auf die Erde. Das ist der Rhein. Nun hat er das warme Licht erblickt, das nie in die Tiefe des Gletschers dringt, nun hat er den heiligen Boden der Mutter Erde berührt und auf diesem Boden will er nun bleiben und wandern viel hundert Meilen weit, bis er aus dem Schooß der Berge zurücksinkt in den Schooß des Meeres.

Wie bekannt, wird der Rhein aus zwei Armen gebildet, dem Vorder- und Hinterrhein, die sich bei Reichenau verbinden. Den dritten kleineren Arm, der vom Lukmanier kommt und schon bei Disentis mündet, hat man als Mittelrhein bezeichnet. Während der Lauf des letztgenannten ohne sonderliche Bedeutung ist, bieten die beiden ersteren ein Bild, das uns landschaftlich und historisch in gleicher Weise fesselt, wenn wir jeden der beiden Flüsse nun von seiner Quelle bis an den Punkt begleiten, wo sie sich jubelnd in die Arme stürzen.

Wir beginnen zunächst mit dem Hinterrhein, ihm gehört die Quelle an, vor der wir stehen. — Welche Größe, welche Heldenzukunft wird hier geboren, welches Leben hängt an diesem silbernen Faden! Er hat sich losgerissen mit aller Gewalt, der junge Rhein, aus seiner einsamen Heimath, er will weiter, weiter — hinaus in die Welt und finster schweigend sieht der riesige Berg ihm nach — dem Liebling, der ihm entrommen. Wie eine offene Wunde in der Brust, aus der das Leben quillt, klappt der Spalt in der Gletscherwand.

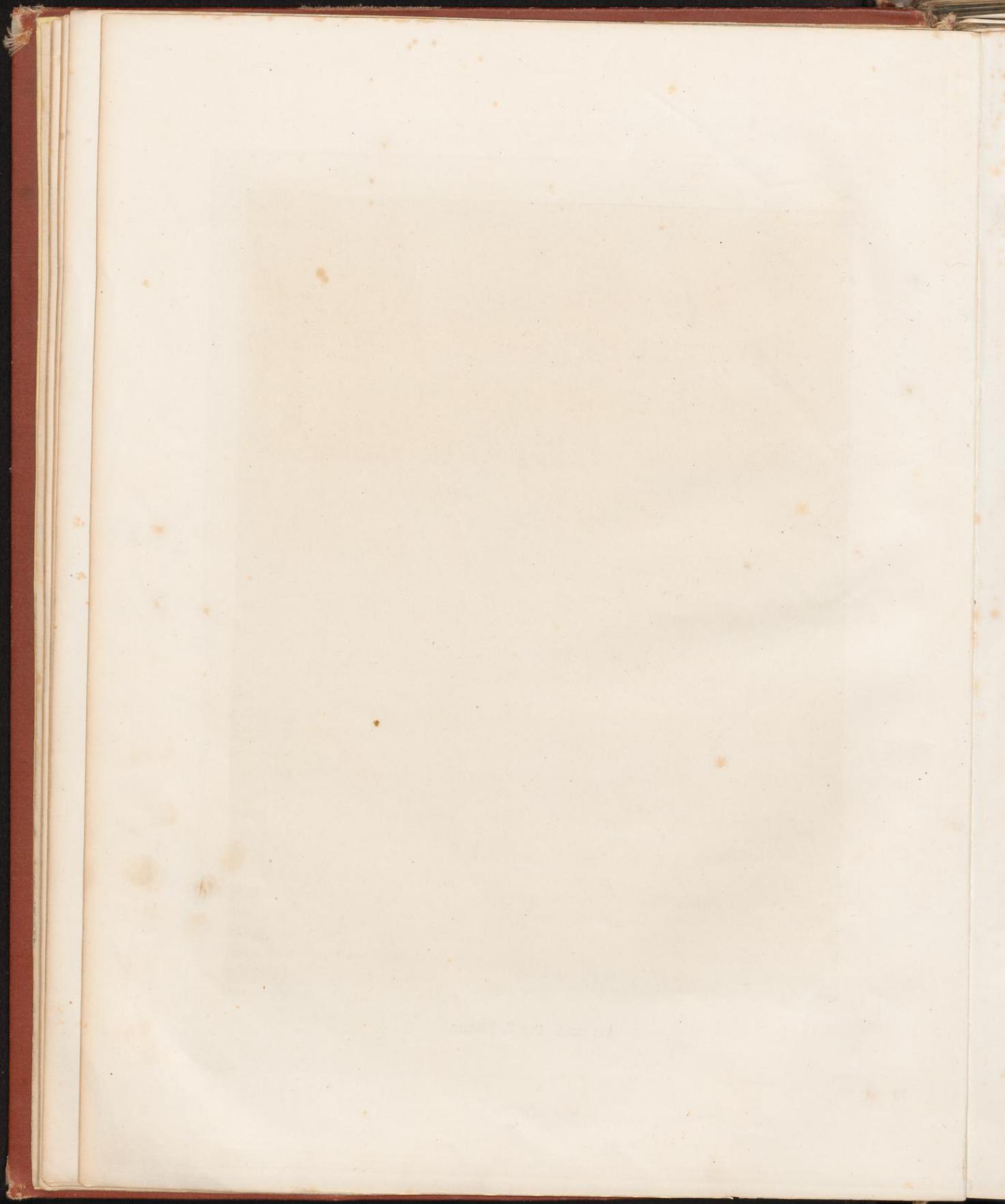
Das Räthsel der Geburt, der Schmerz des Scheidens und die Wonne der Freiheit: hier sind sie verkörpert auf dieser einsamen Scholle.

Fast ebenso wunderbar wie der Ursprung ist übrigens der Lauf des Hinterrheins; sein Weg ist vielleicht der wildeste, der jemals aus den Bergen zu Thale wies. Wer kennt ihn nicht, den finsternen Namen Via mala? Und unter der Via mala braust der Rhein.

Drunten in Holland, wo er breit und majestätisch in's Meer strömt, fragt man bei jungen Männern, wenn sie ein Amt erstreben oder um ein Mädchen freien: Hat er sich ausgetobt? Und nur wenn diese Frage bejaht wird,



Via mala. Von R. Pittner.





Dorf Hinterrhein.

erblickt man darin die Bürgerschaft eines ersten thatkräftigen Lebens. Aehnlich ergeht es dem Rhein; der ungeheuren thatenreichen Arbeit, die er für die Kultur der Menschheit vollbringt, geht eine stürmischwilde Jugend vorher — es ist kein Wandern mehr, es ist ein Toben, wie er herunterjagt durch die Schluchten Graubündens — er tobt sich aus!

Schon am Beginne seines Laufes, kaum eine halbe Stunde von der Quelle entfernt, tritt der Kampf der jungen Fluthen mit dem alten Berggesein in schauerlicher Weise zu Tag; der Fluß stürzt jählings in einen Abgrund hinunter, der von gähnender Tiefe ist, die Felsen bedecken ihn, er ist dem Blick entschwunden, er ist begraben, er erstickt. Fast sieht es sich an, als wollten die Felsen ihn von Neuem gefangen nehmen, nachdem er kaum entronnen; man hört es, wie er um seine Freiheit, um sein Leben ringt, donnernd hallt das Brausen empor. Aber siegreich schlägt er sich durch, und wie der junge Herakles die beiden Schlangen erwürgte, so überwindet der Rhein schon in der Wiege die beiden Mächte, die sein Dasein gefährden — Eis und Fels. Seine Kindheit verräth den einstigen Niesen, aber selbst die Namen, die seinen Ursprung begleiten, haben eine mystische Größe, denn die Alpenmatte, die der Quelle des Hinterrheins gegenüberliegt, heißt das „Paradies“ und der Schlund, in den er hinunterstürzt, die „Hölle“. Zwischen beiden hindurch erobert er sich die Welt.

Die erste hochgelegene Thalsstufe, die der Hinterrhein durchmisst, wird das Rheinwaldthal geheissen; das erste Dorf, das uns begegnet, trägt den Namen des jungen Stromes. Trotz der hohen und rauhen Lage umgeben uns doch die herrlichsten Wälder, Tannen und Lärchen; die Bewohner aber stammen aus den Zeiten Barbarossa's, der das Thal mit Deutschen besiedelte, um den alten Heerweg über die Alpen zu hüten. Aber noch viel weiter zurück lassen sich menschliche Spuren verfolgen, denn unter weggespülter Erde fand man allerlei uraltes Hausgeräth und auf einer Stelle, die noch vielfach gezeigt wird, soll selbst ein römischer Tempel gestanden haben. Kurzum, man glaubt, daß die Gletscher im Rheinwaldthal im Lauf der Jahrhunderte bedeutend gewachsen sind, und daß das Klima früher viel milder war als jetzt; so findet man z. B. noch allerlei Nester von Vögeln, die seit Menschengedenken dort nicht mehr nisten. Schwalbe und Gifter zogen für immer fort, nur der Sperber, grau wie die Felsen, an denen er horstet, kreist mit regungslosem Fittich hoch über uns, nur der Steinröthel pickt und lockt und huscht scheu von dannen, wenn



Dorf Splügen.

er des Menschen gewahr wird. Aus dieser Einsamkeit treten wir heraus auf die nächstniedrige Thalfstufe, in's Schamsertal, durch das die weltberühmte Splügenstraße von Chur nach Chiavenna führt. Sie stammt aus dem Jahre 1822, der berühmteste Punkt derselben aber ist die Felsenschlucht, die von Ander bis nach Rongella reicht. Hier wird das drohende Wort zur Wahrheit: Via mala!

Die Kräfte der Natur, die vor Jahrtausenden hier thätig waren, um eine gähnende Kluft in die geschlossene Felsenmauer zu reißen, erfüllen uns noch heute mit Gedanken des Grauens. Zweitausend Fuß hoch steigen senkrecht die steinernen Wände auf und senkrecht stürzen sie vom Weg hinab zur Tiefe; der Zwischenraum aber ist so schmal, daß man wähnt, man könnte die Felsen mit den Händen greifen. Stundenlang zieht sich dieser klaffende Riß dahin, der quer durch den ungeheuren Gebirgskod geht und den einzigen Pfad wies für die Menschen, die hüben und drüben wohnten; hier muß der Rhein hindurch zu Thale, hier muß die Straße durch. Eng lugt der Himmel herunter, rasend zwängt sich die Fluth zusammen, wo war noch Raum für den Schritt des Menschen? Vier Jahrhunderte haben an der Lösung dieser Frage sich abgemüht mit immer wachsender Kraft, mit immer wachsendem Erfolge; man sprengte die Felsen und überbrückte die Fluth, und wo Lawinen drohten, da wurden festgemauerte Gallerien erbaut, unter denen jetzt die hoch geladene Post mit klingelndem Biergespann dahinjagt. Die eine gähnende Kluft ist sichtbar, aber welch' unermeßliche unsichtbare Kluft liegt zwischen damals und heute! Damals ward der ganze Verkehr fast nur von Saumpferden besorgt, deren oft vierhundert in einer Woche durch das Dorf Splügen kamen; dann erst baute

man kleine Wagen mit breiten niedrigen Rädern, aber mehr als einer von ihnen zerbrach das schwache Geländer und stürzte in die endlose Tiefe.

Fieberhaft regt sich die Phantasie auf diesem dunklen Wege und unwillkürlich schenkt man selbst den finsternen Mythen Glauben, die denselben umgeben. Nicht selten haben sie indeß ihren historischen Grund in den furchtbaren Kämpfen, womit die Graubündtner ehemals ihre Unabhängigkeit ertritten. Zeugen davon sind jene Burgtrümmer, die noch jetzt von den Bergen hernieder schauen.

Erst bei der Kongelasschlucht, wenn wir an Zillis vorüber sind, naht sich das Ende der Via mala. Der Tunnel, den man hier durchheilt, heißt „das verlorene Loch“; dann sieht man hinab auf Thusis, das lachend im Thale liegt, vom Heizenberg überragt. Es ist abermals eine neue, tiefer gelegene Staffel des Weges, die wir erreichen, sobald wir durch das ungeheure Thor der Via mala hinausgetreten, denn der ganze Lauf des Hinterrheins stellt ja gleichsam eine kolossale Felsterrasse dar mit drei riesigen Stufen: Rheinwald-, Schamfer- und Domleschgertal.

Durch dies letztere zieht sich der Weg von Thusis abwärts, auch er ist reich an malerischer Schönheit und bedeutungsvoll in geschichtlicher Beziehung. Denn eben hier drängen sich vor Allem jene trostigen Kastelle zusammen, welche die geistliche und weltliche Macht zu Häupten des gedrückten Volkes erbaute. Hier tobte am wildesten der Kampf um jenes Mein und Dein, unter dem nicht bloß die Habe, sondern die Freiheit der Untertanen verstanden war. Denn wohl an zwanzig Burgen krönen die Höhen des lieblichen Thales, darunter manche, in deren Trümmern die Geschichte eines Jahrtausends ruht. So ward das Kloster Rätis, das hoch auf dem Berge steht, schon 680 gegründet durch eine Gräfin von Realta, der die Sage den Bischof von Chur zum Gatten gab. Realta selbst führt seinen Ursprung bis in das sechste Jahrhundert vor Christus zurück, indem man den Tuskurfürsten Rhätus als Erbauer nennt. Wie trostig lauten all diese Namen, dies Ortenstein und Zuvalta, und nun vollends Rhätius, das auf steilen Felsen emporsteigt, wo sich rauschend die Wogen brechen! Das war lange Zeit das verhassteste Bollwerk gegen die Freiheit des Volkes. Denn die Herren von Rhätius, die durch Kaiser Sigmund in den Grafenstand erhoben wurden, gehörten der „schwarzen Liga“ an, welche der Adel dem „grauen Bund“ gegenüberstellte. Lange Zeit währte die Fehde zwischen beiden, bis bei einem verwegenen Einbruch in das Schamferthal der Bund der Herren unterlag; dann trat das Volksgewicht zusammen und verurtheilte den jungen Grafen von Rhätius zum Tode. Schon war der Tag der Hinrichtung bestimmt, schon hielt der Henker das breite Schwert bereit, da trat der alte Diener des Hauses vor das versammelte Volk und erbat sich das Wort. Gar manche der



Ortenstein.



Zuvalta.

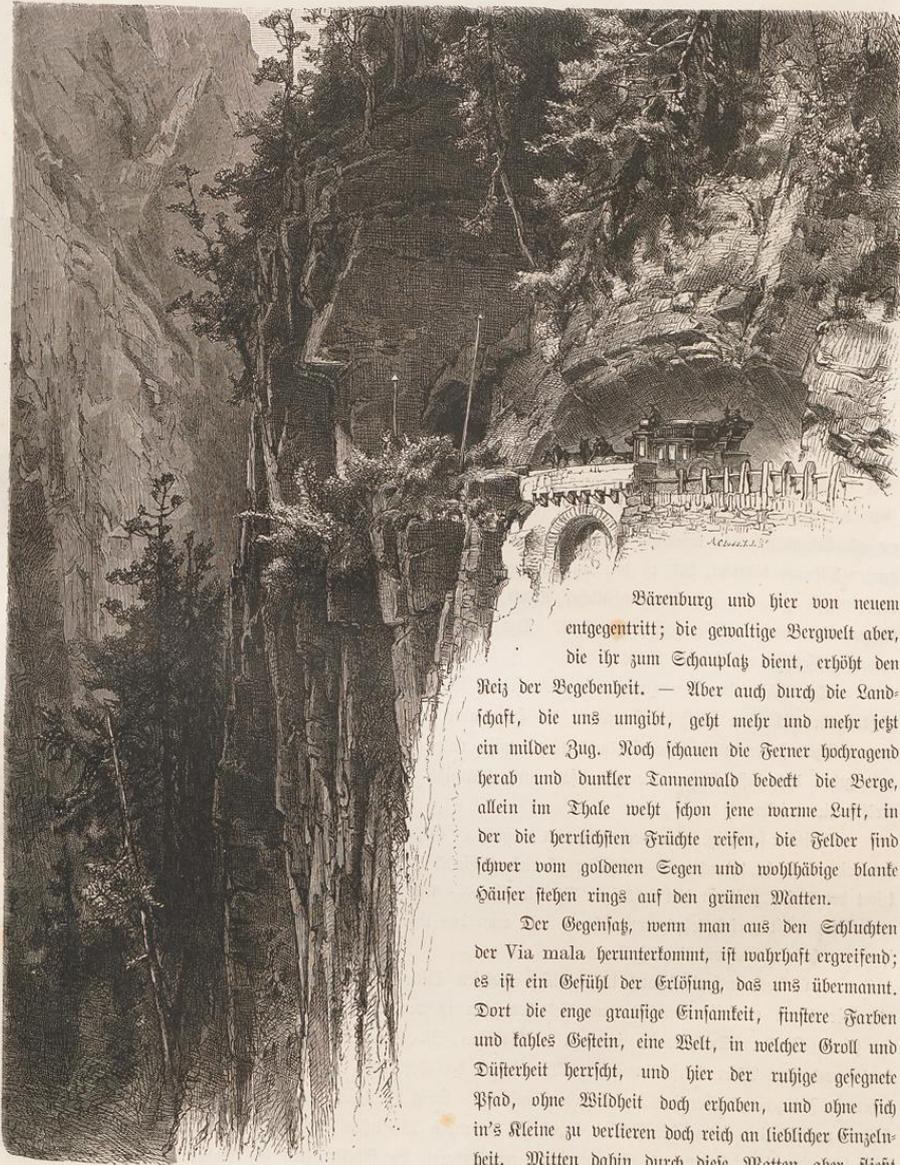


Späts.

Ahnen des jungen Herren — so sprach er zu den Männern des grauen Bundes — seien dennoch milde und menschenfreundliche Gebieter gewesen und hätten gern in fröhlicher Gemeinschaft mit dem Volke einen fröhlichen Trunk gethan. Daß dies auch jetzt geschehe, sei die letzte Günst, um welche der Gefangene bitte. Dann wurden die schweren Humpen und die steinernen Krüge geholt mit dem Belliner; man that sich tapfer Bescheid und als die Laune am besten war, da begann der alte Diener auf's Neue zu sprechen und bat, man möge doch seinem jungen Herrn das Leben schenken, dann wolle er gern zum grauen Bunde treten und die Freiheit des Volkes schirmen. Seine Bitte fand Gehör und der Gebieter von Rhägünz hielt Wort. — So lautet die sagenhafte Kunde, die uns schon angefihts der



Coma-See.



Verlorenes Roth.

Bärenburg und hier von neuem entgegentritt; die gewaltige Bergwelt aber, die ihr zum Schauplatz dient, erhöht den Reiz der Begebenheit. — Aber auch durch die Landschaft, die uns umgibt, geht mehr und mehr jetzt ein milder Zug. Noch schauen die Ferner hochragend herab und dunkler Tannenwald bedeckt die Berge, allein im Thale weht schon jene warme Luft, in der die herrlichsten Früchte reifen, die Felder sind schwer vom goldenen Segen und wohlhabige blanke Häuser stehen rings auf den grünen Matten.

Der Gegensatz, wenn man aus den Schluchten der Via mala herunterkommt, ist wahrhaft ergreifend; es ist ein Gefühl der Erlösung, das uns übermannt. Dort die enge graufige Einsamkeit, finstere Farben und kahles Gestein, eine Welt, in welcher Groll und Düsterei herrscht, und hier der ruhige gezeichnete Pfad, ohne Wildheit doch erhaben, und ohne sich in's Kleine zu verlieren doch reich an lieblicher Einzelheit. Mitten dahin durch diese Matten aber fließt kühn und mächtig der Rhein, den wir begleiten.



Abth. 11.

Noch ist er ein Bergstrom im vollen Sinne des Wortes; kein Schiffer dürfte es wagen ihn zu befahren, aber sein Bett ist breiter geworden und über der jugendlichen Kraft liegt schon eine gewisse Ruhe und Reife. Er hat die Zeit des Kampfes überwunden, die keinem bedeutenden Dasein erspart bleibt, jene Zeit voll Sturm und Drang, wo alle Lebensgeister in rasendem Strudel kreisen. Und ganz dasselbe, was diese Sturm- und Drangperiode im Leben großer Männer bedeutet, das ist im Laufe unseres jugendlichen Stromes die Via mala. Sie stellt den Höhepunkt dar, wo es gilt, sich mit übermenschlicher Arbeit aus allen Hindernissen emporzurichten — aber nun ist der Kampf überwunden, nun ist die Zukunft geebnet. Das ist der tiefere psychologische Grund, warum wir mit einer Art von Ergriffenheit vor diesem Bilde stehen.

Der Weg, den der Hinterrhein von seiner Quelle bis zur Vereinigung bei Reichenau zurücklegt, beträgt nicht mehr als etwa fünfzehn Stunden, die Höhe aber von der er gleichzeitig herniedereilt, über die drei ungeheuren Thälerstufen mit ihrem Schluchtenthor, mißt nahezu viertausend Fuß. Diese Ziffern in ihrem Zusammenhalt geben das beste Bild, wie gewaltfam und stürmisch die Jugend des großen Stromes ist, welcher ungeheure Kräfte hier wirken.

Minder schaurig, aber doch auch von großartiger Erhabenheit ist der Ursprung und der Lauf des Vorderrhains, den wir nunmehr betrachten. — Wieder ist tiefe Einsamkeit um uns, weit verstreut liegt graues Geröll und spärlich keimt der Rasen zwischen den mächtigen Steinkolossen — kein Menschentritt, kein Lebenslaut, kein Sonnenstrahl! Nur wenn man weit zurückgelehnt emporschaut, sieht man das tiefe Blau in ferner Höhe, nur das Wort, das wir selber sprechen, hallt zurück von den Felsen.

Und doch entspringt aus dieser tiefen leblosen Stille ein Leben, das an Größe keinem andern vergleichbar ist; wir hören es leise rauschen und dies Rauschen ist der Wiegengesang des Rheines. Wieder stehen wir hier an seiner Quelle. Das Land, in dem wir weilen, ist Graubünden, der wildeste Kanton der Schweiz, wo heute noch der Adler horstet und der Bär durch die Schluchten zieht, wir sind mitten drinnen in jenem ungeheuren Felsgebirg, über das der Gotthard gebietet. Ewig verschneit ragen hier die Gletscher empor, Crispalt und Badus und in der Ferne die Furka — es ist die uralte Wasserscheide zwischen der stürmischen ersten Nordsee und dem lachenden Mittelmeer; es ist eine jener wunderbaren Verpfänden, wo die Natur in keuscher Einsamkeit ihre mächtigsten Gedanken zeugt.



Kapelle zu Crono.

Drei Bäche bilden den Ursprung des Vorderrheins; der eine kommt steil vom Felsen herab, der zweite hält sich schüchtern auf dem Grunde, und aus der undurchdringlichen Tiefe des Gesteins bahnt sich der dritte den Weg. Das schmale Becken, wo sie zuerst zusammentreffen, heißt der Toma-See. Seine Länge beträgt kaum mehr als vierhundert und seine Breite kaum zweihundert Schritt, auch die Tiefe ist gering, aber in wunderbarer Farbenpracht hebt sich der dunkle Spiegel von den Felsen ab, aus deren Ritzen nur hier und dort eine Alpenblume hervorlugt, in deren Schluchten noch träufelnd der Schnee liegt.

Es ist die erste stille Raft, der erste Augenblick der Sammlung für die Wasser des Vorderrheins, dann geht es rauschend hinab über die felsigen Berge nach Chiamunt und Selva, bis in Dissentis der Mittelrhein hinzutritt. Das Dörflein selber liegt tief im Thal, von der Kapelle, die droben im Grünen steht, klingt das Abendgeläut herunter, fremdartig sieht uns der Bauer an, den wir nach einem Fußsteig befragen. Die Sprache, in der er uns Bescheid ertheilt, ist romanisch und nur Bruchstücke davon sind uns verständlich; ein herber rauher Zug, dem aber nicht die Dreue fehlt, steht im Antlitz dieser einsamen Menschen. Erst wenn wir dann drunten sitzen im kleinen Kreise der Osteria beim rothen Bettliner, lassen wir uns erzählen, was Alles in grauen Zeiten sich hier zugetragen.

Dem nicht immer war Dissentis so einsam wie heute. Noch ein Jahrhundert lang, nachdem man Attila, die große Gottesgeißel, zu Grab getragen, hausten verprengte Schaaren aus seinem Nomadenheer in dieser Gegend, bis sich die Mhätier gegen sie verschworen und sie bis auf den letzten Mann vernichteten. Auf den Hügeln aber, die das Dorf umgaben, bauten sich die Jünger des h. Benedikt eine Stätte, die sie über tausend Jahre bewohnten,



Dissentis.



Partie am Flimssee.

geborgen im Frieden der Berge, weit entlegen vom Strom der Zeit und der Geschichte. Dann aber kam die Zeit zu ihnen: die wilden Soldaten der französischen Republik mit der flatternden Trifolore, und brannten Dorf und Kloster nieder.

Obwohl uns der Rhein auf dem Pfade, der nun von Disentis nach Jlanz führt, nicht immer zur Seite geht, so bleibt er doch unser Führer; denn wo wir ihn auch nicht sehen, weil Tannenwald und Felsgestein ihn deckt, da hören wir gleichwohl das nahe Brausen, womit er sich schäumend die Wege bahnt. Kleine Dörfer, oft nur mit wenigen verwitterten Häusern, begegnen uns; hier rauscht ein Bergbach von den Höhen, dort dröhnen die Hämmer eines Eisenwerkes durch die einsame Waldstiefe. Ein Fischer mit seinen Netzen zieht vorbei; er geht dem Fang der Forellen nach, die hier nicht selten über zwanzig Pfund schwer sind, und zeigt uns den Weg in's Thal hinein, das sich bei Sumviz öffnet.

Unmittelbar vor Trons, eh' wir die Dorfstraße betreten, steht der Strunk eines alten, weitberühmten Baumes — es war einst ein Ahornstamm mit rauschendem Geäst, — dort versammelten sich vor mehr als vierhundert Jahren die Stifter des grauen Bundes, der dem Lande den Namen gab. Seinem Andenken ist die kleine Kapelle geweiht, die daneben emporragt. Was an Urkunden und Verträgen aus jener Zeit noch übrig ist, liegt im alten Rathhaus zu Jlanz verwahrt; so heißt die erste Stadt am Ufer des Rheins.

Schon hat der Weg ein gut Theil seiner alten Rauheit verloren, er zieht über breite grüne Matten hin, die mit dichten Erlenbäumen bedeckt sind, und selbst die Dörflein abseits am Wege haben etwas lieblich Trautes, das zum Verweilen lockt. Das kleine Dorf, das in der Nähe der sog. Waldhäuser steht, wo die Straße einen weiten Bogen zur Linken macht, heißt Flims; überall rauscht es von Bächen, die dem Rheine entgegenziehen, mit lichtgrüner Fluth liegt der Flimssee vor uns, ein sonniges Idyll, wo der Hirt am Ufer seine Heerde weidet und sich träumend niederstreckt in's volle Gras. Der Fluß aber liegt weit ab zur Rechten; man hört wohl sein Rauschen, das über die Wipfel des Waldes herüberkommt, aber man sieht ihn nicht; ab und zu steigt eine bewaldete Insel aus der Fluth, ab und zu schaut von den Höhen die Ruine eines zerfallenen Kastells.



Hohen-Trüms.

Mehr als einmal begegnen uns auch hier diese Zeugen einer grausamen, frohnbeladenen Zeit; unter ihnen ragt Hohentrüms hervor, das bis in die Tage der Merovinger hinaufreicht. Tief unter dem Schlosse, fast schüchtern an den Berghang gelehnt, liegt das Dorf, und nun beginnt sich die Landschaft von neuem zu wandeln; sie zieht ihre breiten Wäldermassen wieder dicht heran an das Ufer des Stromes und hüllt sich in dunklere Farben. Es ist nicht mehr der weite offene Thalgrund, durch den wir bei Nanz wandern, von Nuß- und Ahornbäumen beschattet, sondern schwarzer Fichtenwald umfängt uns, und durch die Seitenthäler, die sich zur Rechten und Linken öffnen, geht jener zerklüftete Zug der Hochgebirge. Aber selbst die Wogen theilen diesen Zug, auch sie rauschen mit neuer Kraft, mit neuem Ungeflüm dahin, als ginge es einem langersehnten Ziel entgegen, als ahnten sie ein nahes Wiedersehen. Schon mischt sich in das lichte durchsichtige Grün, das dem Vorderrhein eigen ist, ein fremdes tieferregtes Element mit dunkleren Fluthen. So führt sie der Hinterrhein mit sich; wir sind der Mündungsstelle desselben nahe und weit hinauf in den anderen Arm reicht der Rückschlag jener Gewässer. Das Brausen wächst, aus dem Grün der Gärten schaut ein Schloß mit stolzen Zinnen. Dann geht es hinab auf die Brücken von Reichenau; die erste, mit Holz gedeckt, daß Tritts und Räder dröhnend hallen, führt noch über den Vorderrhein, die zweite aber liegt tiefer unten, wo schon die beiden Ströme zusammenfließen. Denn hier ist ja die Stätte ihrer ersten Begegnung, hier ist es, wo sie mit brausendem Jubel sich in die Arme stürzen, der eine lichtgrün und helle, denn sein Weg war heiter, der andere mit dunkler Fluth, denn sein Pfad war kampfvoll und stürmisch. Sein Pfad war die Via mala. Nun aber ist's vollbracht; es sind zwei Brüder, die nach langer Trennung sich endlich begegnen und sich erkennen; nun wollen sie vereint durch's Leben zieh'n — von nun an hat die Weltgeschichte nur einen Rhein!

Die Herrscher in Reichenau waren einst die Bischöfe von Chur; von ihnen ward das alte Schloß erbaut, das dann den Herren von Planta zu eigen ward. Wenn man den prächtigen dichtbewachsenen Garten besucht, so



Brücke von Reichenau.

steht man der rauschenden Vereinigung beider Rheinarne gegenüber. Die Mauern des Schlosses aber boten gar manch berühmtem Gaste ein Obdach, denn in dem Collegium, das sich dort befand, wurden Schüler gebildet wie Benjamin Constant, und unter den Lehrern fand sich selbst ein gekröntes Haupt, der spätere Bürgerkönig Louis Philipp. Es war seltsam mit seiner Berufung ergangen: Herr Chabaud nämlich, den der Direktor der Anstalt zuerst gewonnen, blieb unversehn aus, und so nahm denn der junge Flüchtling dessen Amt und Namen an, nachdem er ein strenges Examen glücklich bestanden. Die Fächer, die er vertrat, waren Geschichte und Geographie, Mathematik und französische Sprache, sein Jahregehalt betrug nur vierzehnhundert Franken. Aber so arm dies Leben schien, es war doch ein Paradies neben der Hölle Frankreich; denn dort war der König vor wenigen Monden auf das Schaffot gestiegen, und im Schlosse zu Versailles, wo er einst nur Sklaven sich beugen sah, hielt jetzt der freche Jakobiner die Wacht.

Allein der Brand von 1789 blieb nicht auf den Herd beschränkt, der ihn erzeugte. Selbst in die stillen einsamen Thäler der Schweiz fiel sein Widerschein, selbst dort empfand man die Zuckungen von jenem Todeskampf, womit das vorige Jahrhundert von uns schied. Es hatte sich erschöpft in Schwelgerei und Despotismus, nun faßte es noch einmal all' seine müde Lebenskraft zusammen zu einer letzten That, zu einer neuen Erlösung des Menschengeschlechts. Aber die That war bald zur Unthat geworden, und nicht der Weltfriede, den man ersehnt, sondern der Weltkrieg war die Frucht der Revolution. Es war eine furchtbare Zeit. Von Blut überflüthet verhauchte das Jahrhundert, und selbst am Ufer des jungen Rheins, wo der Pfad kaum für das tastende Saumthier genügte, rangen sich jetzt Armeen durch, fremde Armeen, die weder Weg noch Sprache kannten. Unter Suwarow, dem wilden Liebling der Kosaken, standen die Russen, Masséna führte die Soldaten der Republik mit flatternder Trifolore unter den Klängen der Marseillaise — „Allons enfants de la patrie“ — und ihm stand mit den buntgewürfelten Völkern Oesterreichs Erzherzog Karl gegenüber. Eljen und Slava, Zivio und Gwida scholl es hier aus rauher Kehle, wenn der Führer an den gedrängten Reihen vorüberritt. Welches Gewühl, welche Todesverachtung, welche Kriegswuth der Zeit, die auf diesem halbschrecklichen Boden die Völker von halb Europa zum Kampfe zusammenführte! Oft ging es nimmer weiter, wenn Wind und Wetter sich verbündeten, und auf den verwilderten Gesichtern der Soldaten stand drohend der Aufruhr.

Bei Martinsloch verweigerten die Russen den Gehorsam, es schien unmöglich, durch die schauerlichen Massen von Eis und Schnee hindurchzudringen. Als Suwarow, der mit dem Prinzen Constantin sich in der Nachhut befand, die düstere Kunde erhielt, da ritt er eilends vor an die Spitze der Truppen. Man dachte, er werde die Meuterer nach



Stadthor von Klagenfurt.

Hundertern niederschleßen, statt dessen befaß er nur — finster und kurz — ein tiefes Grab in den Schnee zu schaufeln. Stumm gehorchten die alten Soldaten, und als die Grube gehöhlt war, da riß er sich die Kleider vom Leib und herrschte sie an in seiner rauhen Art: „Werft mich hinab, verscharrt mich hier, ihr wollt nicht mehr meine Kinder sein und ich bin nicht mehr euer Vater! Was soll ich thun als sterben?“

Das wirkte wie ein unsichtbarer Schlag auf die alten Garden, mit wildem Jubel umgaben sie ihren General, und schwuren ihm treu zu folgen, wohin er sie führen möge! Aber auch den Bewohnern des Landes selbst zuckte es manchmal in Herz und Faust, und gerade an Ems, das wir bald hinter Reichenau berühren, knüpft sich die Erinnerung an eine seltene Heldenthat. Der Luciensteig, der als das eigentliche Bollwerk der Bündtner betrachtet wird, war im März 1799 von Masséna genommen worden und die Erbitterung hierüber wuchs durch den Uebermuth der Sieger. Lawinenartig zog der Aufruhr durch das ganze Thal des Vorderrheins, bis es in Ems zum offenen Kampfe kam. Dort hatten die Franzosen ihr Geschütz in festen Stellungen verschanzt, und fast tollkühn schien das Wagniß, sie anzugreifen. Allein wovor der Muth der Männer zurückschrak, das vollendete ein Weib. Anna Maria Bühler, ein Mädchen von einundzwanzig Jahren, trat an die Spitze der Stürmenden und eroberte das erste Geschütz. Mit herkulischer Kraft fiel sie den Rossen in die Zügel und schlug mit dem Knüttel den jungen Offizier vom Pferd, der die Batterie kommandirte. Dies Beispiel wirkte; fast die gesammte Artillerie der Franzosen wurde vernichtet.

So steht schon am Beginn des Rheines jenes finstere Wort, das dann immer mächtiger wird, je weiter sein Lauf in die breite Ebene hinabführt: der Krieg. Ja, man könnte fast an das Märchen denken, wie die guten Feen

einft das neugeborene Königskind umringten und ihm ihre Gaben in die Wiege legten; aber auch die eine böse Fee war erschienen und legte ihre Verwünschung hinzu. So entfaltet sich der Lauf des Rheines zu hundertfachen Segen, zu Größe und Ruhm, aber auch der eine böse Wunsch, den ihm die Eris in die Wiege legte, ward hundertmal zur That: das ist der Krieg. — Er sollte es frühe lernen, der junge Rhein, was Kampf um's Dasein heißt.

Bald hinter Ems kommt Chur, die Hauptstadt des Kantons Graubündten, und selber eine graue verwiterte Bergstadt. Uralte romanische Thürme mit räthselhaften Namen, eine Kirche, die mehr als tausend Jahre steht, enge Gassen, über deren steiniges Pflaster die schwere Post rollt, und darüber der himmelhohe Kalanda, — das ist das Bild, vor dem wir stehen. Fast allerwärts dringen uns wälsche Laute an's Ohr, denn hier ist der Mittelpunkt, wo alle Wege Graubündtens zusammentreffen, hier ist der Sammelpunkt des ganzen ungeheuren Verkehrs, der über den Splügen und Bernhardin nach Süden führt.

Auch die Geschichte der Stadt ist grau, wie ihre Mauern, die zur Römerzeit den Namen Curia Rhätorum trugen. Hier schlug der Kaiser Constantin seine Winterquartiere auf, die zur Erweiterung der Stadt den ersten



Episde aus dem Kampf der Bündner bei Ems. 1799.

Anlaß gaben, hier pflanzte schon im Jahre 451 das Christenthum sein Kreuz. Der Hof des Bischofs ist hoch gelegen und bildet mit dem Dom und den dazu gehörigen Gebäuden beinahe das Bild einer trostigen Bastei. Der Stadttheil, welcher dies geistliche Fort umgibt, wird jetzt noch überwiegend von Katholiken bewohnt. In der unteren Stadt, die reich ist an origineller Architektur, an steilen Giebeln und dunklen Gewölben, drängt sich das thätige mühsame Leben zusammen und die Häuserzeile zieht sich weit in's Thal hinein, aus dem der Messerfluß dem Rhein entgegenrauscht. Die Bevölkerung aber, die noch vor zwei Jahrhunderten ausschließlich aus Romanen bestand und ihre Stadt nicht Chur, sondern Quera nannte, ist jetzt fast völlig germanisirt und verdient den Ruf ehrenfester Thatkraft, wenn sich auch die Herbheit des Landes bisweilen im Charakter des Volkes spiegelt. Denn anders gestaltet sich ein Charakter aus, der seine Fähigkeiten in freiem ungetrübtem Wirken entwickeln durfte, und anders jener, der sich nur qualvoll hindurchrang aus aller Bedrückung der Zeiten. Dies aber war das Loos Graubündtens! Auch hinter Chur begegnen uns noch wie bisher die Zeugen jener Zeit, lauter Burgen, deren steinerne Namen schon die Härte und den Troß bekunden, der da oben daheim war. — Krottenstein, Haldenstein, Liechtenstein, sie schauen auf uns herunter, dieweil



Markt in Gur.

wir still dem Pfad im Thale folgen, hier eines Liedes, dort einer schönen Maid gedenkend, die einst von diesen Söllern sah. Unverhofft aber stehen wir mit einmal wieder mitten im Hochleben der Gegenwart; die Jahreszeit mit ihrer blauen Sommerluft und ihrem duftigen Grün ist zur Saison verwandelt, die uns mit rauschender Seide und geschäftigem Lärm undrängt. Wir sind im Badesleben von Nagaz, das sich in den letzten Jahrzehnten zu europäischem Rufe erhob.

Die heiße Quelle, die bei Pfäfers entspringt und in eisernen Röhren fast eine halbe Meile weit bis nach Nagaz geleitet wird, ward etwa um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts durch einen Jäger gefunden und gehörte dem berühmten Benediktinerstift, das hoch auf dem Berg thront, einer der mächtigsten und ältesten Abteien des Reiches. Lange Zeit war die Quelle nur von kleinen gebrechlichen Hütten umgeben, wie uns die Badestuben des Mittelalters geschildert werden, und von allen Seiten drängten sich die Siechen zur Heilung heran, bis die Abte vor hundertfünfzig Jahren ein neues Gebäude errichteten, im weitpurigen Stile, wie er der Zeit und vor Allem den Klöstern eigen war.



Promenade am Felsenthor bei Ragen.

Jetzt, wo die gesammte Anstalt Eigenthum des Staates ist, stehen riesige Paläste hier mit allem Prunt moderner Luxusbäder, und der Rheumatismus aller Nationen fährt im Rollstuhl über die Promenade.

Zu dem äußeren Comfort aber tritt eine Schönheit der Natur hinzu, die wohl auch im Stillen ihre Heilkräft übt. Hier mit dunklem Walde bedeckt und dort mit zerklüfteten Felsen blüht der Gläserberg herab in's Thal, das der Rhein in rauschender Hast durchzieht und über den Felsen glänzt silberhell der schneeige Gipfel des Falknis. Jener tiefe Schnitt, über den die Straße nach Bregenz emporzieht, mit starkem Bollwerk gegen die kaiserliche Grenze bewehrt, ist der St. Luciensteig; die beiden Burgen, deren Trümmer aus dem Gestrüppe herunterwinken, sind Freudenberg und Nidberg. Besonders die letztere ist reich an Sagen, unter denen eine durch ihren dunklen Zauber und die Leidenschaft hervorragt, die in ihr zum Ausdruck kommt. Weit und breit war der Ritter von Nidberg gefürchtet, seine Thürme galten für unersteiglich und seine Kraft für unbezwingbar, so oft es auch der Feind versuchte, ihn zu belagern. Doch, was der Tapferkeit nicht gelang, das gelang dem Verrath eines Weibes, das betrogene Liebe zur Rache trieb. Sie kannte sein Gemach gar wohl und seinen tiefen Schlummer, den sie oft getheilt, und auf verborgenen Pfaden führte sie den Feind über den steilen Schloßberg empor, bis sie den Zinnen gegenüber standen. Da sah man in's offene Gemach, wo der Unbezwingliche ruhte, durch's Fenster zog die laue Luft und das volle Mondenlicht fiel über die geschlossenen Lider und die athmende Brust. Kaum sind es fünfzig Schritte bis dort hinüber, aber keine Brücke und keine Hand reicht über den klaffenden Abgrund, der die Beiden trennt, den Schläfer und seinen Feind. Doch der Pfeil ist geflügelt, ihm ist der Abgrund nicht zu tief und der Weg nicht zu weit! „Leg' den Pfeil auf den Bogen, ziel' sicher“, raunte das zürnende Weib dem Feinde in's Ohr. Und scheu trat der an den Rand des Felsens, so gewaltig war die Gestalt des Schläfers, aber nur ein Augenblick — dann schwirt das



Badhaus Pfäfers.

tausende Geschoß durch's Fenster! Es hatte ihn mitten in's Herz getroffen, und schlafend war der Ritter in den Tod gefahren. Entsetzt floh der Mörder von dannen, das Weib aber stand noch lange und weidete sich an seiner Wunde! — —

Wenn uns Ragaz bei aller Großartigkeit doch immer noch einen lieblichen Eindruck macht, so haben wir nur mehr die Größe in ihrer wildesten Form, sobald wir Pfäfers überschreiten. Hier hat sich die Tamina, die bei Ragaz in den Rhein stürzt, den Weg gebahnt durch

eine schauerliche Schlucht, hier, nicht draußen in der lachenden Landschaft, liegt das Geheimniß der alten heilsamen Quelle.

Dunkle Felsenwände, die zu beiden Seiten senkrecht emporsteigen und selbst in Sommertagen etwas unsäglich Drübes haben, zwingen den rauschenden Bergstrom ein, peinlich enge zieht sich zur Linken der schmale Weg, überhängend, ausgespült von den rastlosen Fluthen. Nach dreiviertel Stunden etwa erreicht man das Badhaus, das die Klosterherren hier aufgeführt, ein langgestrecktes düstres Gebäude, in dessen Gänge nur spärlich die Sonne fällt. Für mehr als dreihundert Gäste ist hier Obdach geschaffen, und ehe Ragaz sich als Kurort entwickelt hatte und die Quelle von Pfäfers an sich zog, war hier das einzige Asyl der Fremden.

Aber noch haben wir das Schrecklichste nicht gesehen, noch immer schaut uns der Himmel an mit blauem Blick, und bei aller Enge ist es doch noch die freie Natur, durch die wir ziehen.

Hinter dem Badhaus aber, wo der Weg noch etwa fünfhundert Schritte weiter führt, geht es mitten hinein in's Innerste, in die graufigen Eingeweide des Felsens; die Schlucht wird zum Schlunde, und selbst wenn draußen die Zulksonne glüht, ist es hier feucht und dunkel. Ueberall sind wir von dem zerrissenen Gestein umgeben, das uns Zermalmung drohend naherückt; bänglich geht man den hölzernen Steg entlang, bis plötzlich ein dampfender Dunst uns entgegenströmt. Jetzt drängen sich mit unheimlicher Gewalt die schaffenden Geister dieser Wildniß an uns heran; man meint fast, der Dampf, der hier zischt, müßte ersticken und tödten, wenn man in seinen Vannkreis tritt!



Tamina.



Müssen.

Aber nicht Verderben, sondern Segen steigt aus dieser dunklen Tiefe — hier liegt die Quelle, der Tausende ihr Heil verdanken. Fürwahr, es ist wunderbar genug: nicht auf heiterem sonnigem Grunde haben die tiefsten schaffenden Kräfte der Natur ihren Sitz, sondern durch Abgrund und Finsterniß, im übermenschlichen Kampfe ringt sich das Beste zum Licht hindurch. Wer dächte dabei nicht unwillkürlich auch an die großen Geister der Menschheit! — Einer von ihnen steht unserem Andenken hier besonders nah' und sein Name soll noch dankend genannt sein, bevor wir von dieser Scholle scheiden — es ist Schelling, der in Nagaz begraben liegt. Sein Denkmal, das auf dem dortigen Kirchhof steht, ward von dem Bayernkönig Max II. errichtet, der sich gerne den Schüler dieses edlen Meisters nannte.

Wenn wir nun nach Norden weiterziehen, so erreichen wir bald (bei Sargans) die Stelle, wo in vorhistorischer Zeit ein Wendepunkt des Rheines lag. Denn wie manche Geologen behaupten, führte der Lauf des Flusses zuerst nicht in den Bodensee, sondern er wandte sich links nach Wallenstadt und Zürich, wo ihm mindere Hindernisse im Wege lagen. Es gründet sich diese Meinung auf zahlreiche Spuren, welche noch jetzt in den Felsen das alte Flußbett erkennen lassen und heute noch ist die Wasserscheide zwischen Bodensee und Zürichersee so niedrig, daß man unschwer an solche Vermuthung glaubt. Wie uns die Chroniken berichten, war in der furchtbaren Ueberschwemmung von 1618 das Flußniveau des Rheines bereits so hoch gestiegen, daß man fast zum zweiten Mal seinen Ausbruch nach dem Wallenstädtersee hin befürchtete.

Das ganze Thal, welches wir nun durchwandern bis hinaus an das ungeheure Becken des Bodensees, heißt im eigentlichen Sinne das Rheinthal; an die Herren aber, die dort geboten, erinnert uns stolz Schloß Werdenberg. Hoch, wie ein Geierhorst hängt die Burg in den Felsen, wo einst die alten Grafen saßen, streitbar und beuteküstig, wie es im Blut der Montfort lag, von denen sie stammen. Jetzt freilich schlafen sie lange schon in steinernen



Särgen, aber damals flog ihr Fähnlein lustig um die Zinnen, das schwarze über Werdenberg, das weiße bei Sargans, das rothe in Vorarlberg und Schwaben. Wie seltsam fügt es sich doch, daß in den Farben des mächtigsten Geschlechtes, das am Ufer des jungen Rheines saß, die Fahne eingeschlossen liegt, die nach einem halben Jahrtausend den Strom besfreite und jetzt von allen Dampfern weht, die über den Rhein zum Meere ziehen!

Eins aber hat das große neue Reich vergessen, es fällt uns ein, die weil wir eben mit dem Fuße daran rühren, das ist das Ländchen Liechtenstein. Ein halb Jahrhundert lang war es der Benjamin des seligen deutschen Bundes, und nun ist dieser Gute todt und Niemand nahm sich der blühenden Waise an! Kampfslos stehen die fünfundsünfzig Soldaten, reichlos leben die treuen Unterthanen unter dem Schloßberg von Vaduz, mit wenig Sorgen und wenig Steuern, indeß ihr Landesvater auf seinen Gütern in Oesterreich weilt. „Vallis dulcis“ — das ist die duftige Wurzel, aus der der Name Vaduz entspringt.

Bald sind auch wir in Oesterreich; man merkt schon die Symptome, denn schwarzgelb winken die Pfähle, vor denen der murrende Mauthmann steht, mit der Virginia im Munde und den papiernen Gulden in der Tasche.



Vaduz.

Aehrenlast waren die Felder im Thal bedeckt und an allen Hügeln rankte der Wein empor: er war fast werthlos geworden durch seine Fülle. Der Tag der Lese ward vom Gemeinderath bestimmt und ebenso der Preis, der sich zu Anfang unseres Jahrhunderts noch auf sieben Kreuzer für die Maß beschränkte, denn das Erträgniß war unerschöpflich und die Nähe des Rheines machte es fast unmöglich, Keller zu graben, die frei von Wasser blieben. So mußte ein großer Theil der ganzen Ernte nach auswärtz verbracht werden, vor Allem nach dem Grenzlande Appenzell, das die Produkte seiner Viehzucht dagegen in Tausch gab. Hin und her zogen die Fähren über den Strom und schon in früher Zeit gewannen die Märkte, die nach kaiserlichen Privilegien im Rheinthal gehalten wurden, einen glänzenden Verkehr. Kein anderes Schiff fuhr stolzer über die blauen Flächen des Bodensee's, als das große „Marktschiff“ von Rheineck, auf keinen andern Fang waren die „Jagdschiffe“, die mit feindlichen Truppen den See durchkreuzten, eifriger bedacht.

Es war natürlich, daß so viel Reichthum und Blüthe auch den Muth und das Selbstgefühl der Bürger stärkte, und fürwahr sie bedurften dieses Muthes. Denn bald galt es, sich gegen einen Landvogt zur Wehr zu setzen, der das Volk grausam bedrückte, bald gegen die übermüthigen Nachbarn, die im Bunde mit fremder Macht über die Grenze brachen; dann kam die Reformation mit ihren gewaltigen Wogen, die brandend bis in die entlegensten Thäler schlugen. Im Rheinthal aber ward mitten im Winter des Jahres 1528 das Volk berufen, auf daß ein Jeglicher sich erkläre, zu welcher Religion er stehen wolle, die Sturmglocken wurden gezogen und unter ihrem Geläute hielt die neue Lehre siegreichen Einzug. — Noch heftiger ward indessen der Kampf, als der Streit der Geister zum Streite der Waffen ward, und mit voller Gluth loderte der dreißigjährige Krieg auch in den Gauen des Rheinthals

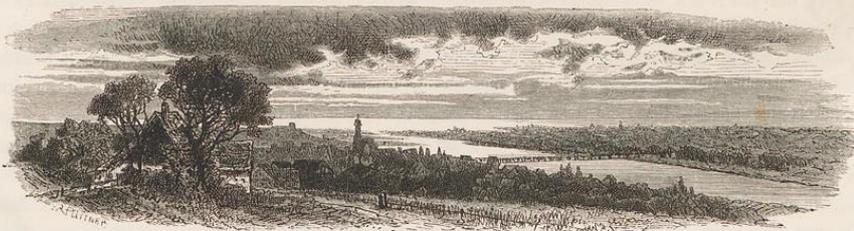
Wer ist der Herr dort im Thale, den das Volk auf der Straße so ehrerbietig grüßt? Ein feines aristokratisches Antlitz lugt unter seinem schwarzen breitkrämpigen Hut hervor — es ist ein Jesuitenpater aus Feldkirch. — Immer breiter wird nun das Thal, je näher wir dem Bodensee entgegenkommen, die Berge treten merklich zurück und an die Stelle wilder Schönheit, die sich wider den Anbau sträubt, tritt eine verschwenderische Fruchtbarkeit. Es ist nicht unwahrscheinlich, was Strabo erzählt, daß zu seiner Zeit das gesammte Rheinthal mit Sümpfen bedeckt war, zwischen denen der Strom in tiefem Bette dahinzog. Dem schlammigen Grunde, der auf Thal und Hügeln davon zurückblieb, soll der Boden seine Fruchtbarkeit verdanken. Schon im Jahre 918 wurden die ersten Reben im Rheinthal gepflanzt und die einzelnen Flecken, die sich weitverstreut im Thale bildeten, gehören zu den schönsten und größten, die der Süden deutscher Zunge besitzt. Zwar drangen Feuer- und Wassernoth, endloser Krieg und Zwist verwüstend in diesen vollen Segen ein, aber sie konnten nur das Geschaffene, nicht die schaffende Kraft vernichten, die der Natur hier eigen ist. Mit voller, ja mit verschwenderischer Hand gab sie willig ihre Gaben hin, mit schwerer



Fähre über den Rhein bei Kätzli.

empor. Nicht nur die Kaiserlichen, selbst die eigenen Landsleute fielen die Evangelischen an, unbegraben lagen rings umher die Leichen, die der Rhein an's Ufer trieb, und die Hunde, die vor Hunger daran nagten, wurden toll. Wie furchtbar die Hungersnoth und mit ihr Noth und Theuerung gestiegen waren, zeigen die Zahlen: der Dukaten galt damals sieben Gulden, und das Viertel Korn ward mit fünfzehn Gulden bezahlt. Auch unter den Kämpfen des achtzehnten Jahrhunderts hatte das Rheinthal schwer zu leiden und es währte lange, bis jene stillen gesegneten Tage wiederkehrten, deren Zeuge jetzt der Rheinstrom ist.

Die letzte große Burg, die gebieterrisch am Ausgang des Thals stand, war Rheineck, eine Befestigung, um deren Besitz schon zur Zeit der Staufer der Bischof von Constanz und der Abt von St. Gallen stritten. Jetzt ist von den beiden Kastellen das eine dem Boden gleich gemacht und auf dem Hügel, wo es gestanden, blüht fröhlich die Rebe; von dem anderen schauen nur mehr die Trümmer zu Thal. Unten am Rheine aber, der hier erst für größere Schiffe fahrbar wird, liegt fest und wohlgebaut das kleine Städtlein mit seinem stolzen Kaufhaus, denn der Handel ist lebhaft, vor allem mit Langholz, das in Flößen von Chur herunterkommt. Schon ahnt man die nahe Mündung in den Niederungen, zu denen das Ufer sich verflacht, von dichtem Schilf umhüllt, und nur eine kurze Meile noch, dann ist der edelste der deutschen Ströme unserem Blick entschwunden, und in blauer leuchtender Fläche liegt der Bodensee vor uns. Jahrtausende alt ist die stürmische Geschichte seiner Entstehung, aber mit dem Glanze ewiger Jugend grüßt uns sein lachender Spiegel!



Rheineck.